



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

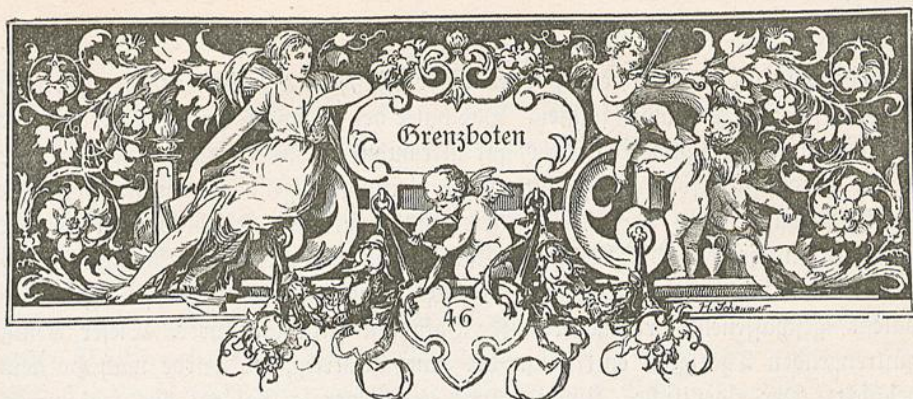
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus Wien.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Aus Wien.



nach längerer Abwesenheit habe ich Wien in manchen äußerlichen Dingen verändert, in der Hauptsache aber als das alte, das ewig junge wiedergefunden. Viele bestreiten die Richtigkeit dieser Beobachtung. Nach ihrer Meinung altert die Stadt, die Jugendfrische soll gewichen sein, ohne durch Reife ersetzt zu werden. Aber wenn ich betrachte, wofür sich Wien laut interessirt und wie es sein Interesse äußert, so wird mir zu Mute, als ob wir nicht 1886, sondern 1866 geschrieben, wohl gar eine noch geringere Ziffer. Das deutet doch auf „gute Konservirung“! An die Zeit vor zwanzig Jahren aber wird man besonders lebhaft erinnert. Wie ich höre, sollen vor wenigen Wochen die tonangebenden Zeitungen ebenso kriegslustig und siegesgewiß gewesen sein, nur daß es diesmal auf den Russen abgesehen war. Und nun wimmeln die Blätter von Biographien, Nekrologen, Erinnerungen, Anekdoten, deren Held Graf Beust ist. Am 23. Oktober 1886 ist er gestorben, 364 Tage nach seinem Pylades Baron Hofmann, am 30. Oktober 1866 war er zum Minister des Auswärtigen ernannt worden. Man hat oft ausgesprochen, diese beiden Persönlichkeiten hätten „nur in Österreich“ zu so einflußreichen Stellungen gelangen können. So äußert sich der Pessimismus, welchen gerade Beust einmal als unsern Hauptfehler bezeichnet hat. Indessen läßt sich nicht leugnen, daß für einen satirischen Roman keine besseren Vorbilder zu finden wären. Sie waren verschlagen in eine Zeit, welche von Staatsmännern andre Eigenschaften als „Leichtigkeit“ fordert; aber leichtes Herz, leichte Zunge, leichte Feder, leichte Füße u. s. w. besaßen beide, und so fanden sie sich und nahmen mit einander den Staat auf die leichte Achsel.

Die Erinnerungen an Hofmann führen noch weiter zurück, in die Zeit, als im Auswärtigen Amte lauter streng kirchlich gesinnte Herren saßen, zum Teil

Konvertiten, welche durch verdoppelten Eifer den Flecken protestantischer Herkunft in Vergessenheit zu bringen suchten. Das hatte der damalige Legationsrat Leopold v. Hofmann nicht notwendig, aber gut ultramontan war er auch, und als eine große feudalistisch-föderalistisch-katholische Zeitung gegründet wurde, beteiligte er sich lebhaft. Das von dieser Partei ausgearbeitete „Oktoberdiplom“ wurde diesseits und jenseits der Leitha ziemlich einmütig abgelehnt, Schmerling schob es beiseite, indem er es vorgeblich ergänzte, und in dem durch das „Februarpatent“ geschaffenen Herrenhause wurde Hofmann Protokollführer. Dieser wenig anstrengenden Thätigkeit entriß ihn der dänische Krieg, er wurde nach Holstein geschickt. Der eigentliche „Zivilablatas“ des Generals Gablenz hieß Halbhuber, und im Einklang damit wurde Hofmann, der später in jene Stellung aufrückte, von seinen Wiener Freunden Gschafthuber genannt. Er hat lange nachher versichert, stets einer Verständigung mit Preußen das Wort geredet, rechtzeitig gewarnt zu haben u. s. w. Damals galt er im Gegenteile für den Mittelpunkt und Inspirator jenes Kreises wunderlicher demokratischer Heiligen, welche nach Kiel gekommen waren, um die transalbingische Republik aufzurichten zu helfen, und dann für den Herzog von Augustenburg, für Oesterreich, für den Bundestag, nur unter allen Umständen gegen Preußen sich die Finger wund schrieben. Als Manteuffel Holstein besetzt hatte, sagte ein späterer Kollege Hofmanns: „Wenn sie uns Holstein wegnehmen, werden sie hoffentlich auch den Hofmann mit Beschlagnahme belegen.“ Doch der hatte sich rechtzeitig davongemacht, bald darauf war er im Gefolge des Grafen Mensdorff in Nikolsburg, und Beust erkannte in ihm den Mann, welcher ihn in die österreichischen Verhältnisse einführen konnte.

Wenn man das Memorandum kannte, welches der von seinem Könige notgedrungen, mit dem Ausdruck tiefen Bedauerns, entlassene sächsische Minister in Prag dem Kaiser von Oesterreich überreicht und welches diesen bewogen hatte, ihn zu seinem Minister zu machen! Enthielt es nur ein Programm der auswärtigen Politik, so wäre diese Berufung weniger wunderbar. In der Zeit der Verbindung der deutschen Kaiserkrone mit der Königskrone von Ungarn und Böhmen war es ja zur Gewohnheit geworden, Edelleute „aus dem Reich“ in den höchsten Stellungen in Wien zu sehen, und die ausländischen Besitzungen Oesterreichs hatten vollends dafür gesorgt, die Hofkanzleien und die Armee polyglott, national geschlechtslos zu machen. Immerhin pflegte man niemand an den obersten Platz zu stellen, der nicht schon im Dienste des Landes einige Erfahrung gesammelt hatte. Und wie immer behauptet worden ist und die späteren Ereignisse zu bestätigen scheinen, hatte Herr v. Beust sich schnell bereithalten lassen, auch für die Lösung der Verwicklungen im Innern ein Rezept zu verschreiben. Wenn das wahr ist, so charakterisirt es ihn zur Genüge. Wie der Journalist, der täglich seinen Leitartikel liefern muß, bespricht er wohlgenut Verhältnisse, die er garnicht kennen kann, die so schwierig und verwickelt sind,

daß die Einheimischen sich kaum zurecht finden! Ob er sich in der That damals schon den alles durchdringenden Blick und die Wunderhand zugetraut hat, wie nachher, nach der Befriedigung Ungarns? Gleichviel, er wagte es und er mußte es seiner Natur nach wagen.

Beußt ist oft und auch in diesen Tagen wieder als die Verkörperung des deutschen Partikularismus dargestellt worden. Ich halte das für unrichtig. Er hatte eine sehr hohe Meinung von sich, war thatenlustig und ehrgeizig, wollte eine geschichtliche Rolle spielen. Eine kurze Zeit konnte es ihm genügen, erster Minister in seinem kleinen Vaterlande zu sein, aber bald sehnte er sich nach einer größern Bühne, und hätte Preußen seine Dienste begehrt, er würde sich schwerlich lange besonnen haben. Als überall die Reaktion triumphirte, suchte er der Welt begreiflich zu machen, daß er an deren Spitze stehe. Der Jahrgang 1851 der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ muß einen offenbar von ihm beeinflussten Artikel über den großen sächsischen Minister enthalten, welcher dem angeblich noch immer mit der Revolution kokettirenden Preußen als Muster hingestellt wird. Als nach dem Kriege von 1859 und dem Thronwechsel in Preußen Deutschland sich wieder rührte, wurde er urplötzlich national und liberal gesinnt, und sein Erscheinen auf dem Leipziger Turnfeste 1863 ist noch unvergessen. Seine ganze mittelstaatliche Geschäftigkeit, sein Propagiren der Triasidee, alles hatte nur den einen Zweck, einen Boden zu gewinnen, auf dem ein Staatsmann sich produziren könnte, der weder österreichisch noch preussisch war. Die Londoner Konferenz belohnte seine Anstrengungen, er saß in einem europäischen Räte, und hatte noch die Nebenfreude, seinen Rivalen v. d. Pfordten aus dem Felde geschlagen zu haben. Allerdings war die Freude kurz. Welche Zukunftsbilder ihm vorgeschwebt haben mögen, als er es zum Bruch mit Preußen trieb, ob er nicht schon die Markgrafschaft Brandenburg alles Ländererwerbs aus den letzten zwei Jahrhunderten entledigt und sich selbst als leitenden Staatsmann in einem Sachsen gesehen haben mag, welches wieder den Umfang und die Bedeutung wie im sechzehnten Jahrhundert hatte — wer kann das wissen. Hingegen läßt sich mit einiger Genauigkeit seine Gemütsstimmung nach den Tagen von Nikolsburg berechnen. Als sächsischer Minister unmöglich — was weiter? Oppositionsführer im Norddeutschen Reichstage und im Zollparlament? Wer hätte damals geahnt, daß mit dem Widerstande gegen die Einigung Deutschlands noch einmal parlamentarische Geschäfte zu machen sein würden! Sich ins Privatleben zurückziehen? Das hätte er nicht ausgehalten. Und da wurde der Schiffbrüchige, der sich an Bord eines Dreimasters gerettet hatte, ohne weiteres zu dessen Kapitän gemacht, verhalf die vernichtende Niederlage ihm zur Erfüllung seiner kühnsten Träume. Sollte der Schicksalswechsel ihn nicht schwindelig machen?

Der damalige Ministerpräsident Graf Belcredi stand noch auf dem Boden von 1860: um den Dualismus zu verhüten, lieber Föderalismus, „historisch-

politische Individualitäten“ mit ständischen Vertretungen und einem Reichsrat als Extrakt der Landtage. Allein er war thatsächlich schon unterlegen, als Beust sich gewandt zwischen ihn und die Ungarn hineinschob, und mit seinem Namen zeichnete, was sich auch ohne ihn vollzogen haben würde — nur langsamer und wahrscheinlich mit besserer Überlegung. Die übereilte Schöpfung, das Reich auf zehnjährige Kündigung, wie man sie genannt hat, liegt uns noch heute und wird uns noch lange wie ein Stein im Magen liegen. Im Augenblick aber herrschte Glückseligkeit. In Sachsen hatte Beust die Presse geknebelt, in Österreich schmeichelte er ihr, in Sachsen war er der unerbittliche Feind des Liberalismus gewesen, in Österreich machte er sich zu dessen Patron; und so hatte er nicht nur die Ungarn für sich, die ihm freilich Dank schuldeten, sondern auch die Deutschen ließen sich einreden, ihnen sei großes Heil widerfahren, weil ihnen der Dualismus beschert worden war, den sie durchaus nicht hatten haben wollen. Ach, daß sie ewig grünen geblieben wäre, die schöne Zeit der liberalen Gesetze und des volkswirtschaftlichen Aufschwunges, als man Giskra auf den Schultern herumtrug, Beust und sein Hofmann sich von den Wogen des Wiener Lebens schaukeln ließen, und jemand, der sich in Geldverlegenheit befand, nur eine Bank zu gründen brauchte, um sofort im Überfluß zu schwimmen. Bismarck war Reichskanzler, Beust auch, Bismarck war Graf geworden, Beust auch, und die berüchtigten „Türkenloose“ ins Land gelassen und den Schienenweg nach der Türkei uns versperrt zu haben, konnte Bismarck sich nicht einmal rühmen. Jetzt fehlte nur noch Révanche pour Sadowa.

Daß Beust bereit gewesen wäre, mit den Franzosen, nötigenfalls auch mit Buschmännern und Karaisen, über Deutschland herzufallen, dafür bedurfte es nicht erst des Zeugnisses des großen Diplomaten Grammont; aber sein Hintergedanke war doch wohl, daß es seiner Kunst gelingen werde, den Bundesgenossen um den Kampfpfeil zu pressen und so der Wiederhersteller Großdeutschlands zu werden. Als der Krieg 1870 drohte, gab man am Ballplatz die Parole aus, Kleindeutschland werde nicht die Widerstandskraft des alten deutschen Bundes erweisen; doch gleichviel, ob Preußen oder Frankreich siegen sollte oder beide einander gewachsen wären, immer würde sich Österreich die Gelegenheit bieten, die gänzliche Niederwerfung des einen Teils oder ein nutzloses Blutvergießen zu verhindern, den Frieden zu diktieren und seinen Wiedereintritt in den Bund zu erzwingen. Ich habe Grund anzunehmen, daß er absichtlich die Entschliebung verzögerte, die Kriegspartei zügelte. Was dann wirklich geschah, und wie er rasch auf die andre Seite sprang, daran brauche ich nicht zu erinnern.

Damals hatte er sich schon längst auf das Gebiet der auswärtigen Politik zurückgezogen. Die von ihm empfohlenen Wortführer der Reichsratsopposition hatten kläglich Bankrott gemacht, er selbst hatte durch geheime Unterhandlungen mit den Tschechen zum Sturz des sogenannten Bürgerministeriums beigetragen,

das Vertrauen der Deutschen eingebüßt und sich des Anspruches begeben, in innern Angelegenheiten mit seinem Räte gehört zu werden. Die Geschichte seines Sturzes ist noch nicht völlig aufgeklärt. In dem berühmten Kronrat, durch dessen Votum der Bruch mit dem System Hohenwarts herbeigeführt wurde, soll nach Beusts eigener Darstellung außer ihm nur die Finanzminister Holzgethan gesprochen und als ein altösterreichischer, gegen jeden Verdacht eines ungestümen Liberalismus und eines nationalen Deutschthums gesicherter Beamter großen Eindruck auf den Kaiser gemacht haben. Holzgethan blieb, Beust mußte weichen — man sagte, damit die geschlagenen Tschechen doch eine Genugthuung erhielten. Wie unerwartet ihm selbst diese Wendung gekommen sei, konnte oder wollte er nicht verheimlichen, nach allen Seiten richtete er wehmütige Abschiedsworte, und sogar ein Bericht über seine Abschiedsaudienz gelangte in die Öffentlichkeit, was ihn vollends um das Vertrauen des Monarchen gebracht haben soll. Aber daran glaubte er nicht. So oft im Laufe der nächsten Jahre seines Nachfolgers Stellung erschüttert zu sein schien, hatte Graf Beust dringende Geschäfte auf seinem Gute Altenberg bei Wien, und unermüdlich thätig war sein Hofmann, halb für Beusts, halb für eigne Rechnung, bis Andrássy sich den lästigen Sektionschef durch dessen Beförderung zum Reichsfinanzminister vom Halse schaffte.

Ein so lustiges Finanzministerium hat es sobald nicht gegeben. Da waren Journalisten, Sängerinnen und Tänzerinnen viel mehr zu Hause als trockne Zahlenmenschen. Die einen berichteten in alle Weltgegenden, daß Österreich auswärtige Politik auf dem Holzwege sei und sich täglich Blößen gebe, weil der gute Geist Hofmanns gewichen sei, die andern holten sich Rat bei dem Finanzminister, der nebenher Zensor für die Hofbühnen und im Grunde geheimer Intendant war. Daher lag eigentlich nichts überraschendes in seinem Schritt, als er die Intendanz förmlich übernahm; charakteristisch ist nur, daß er damit der Hoffnung auf die Reichskanzlerschaft durchaus nicht entsagen zu müssen glaubt. „Finden Sie, daß ich recht handle?“ fragte er unmittelbar vor der Entscheidung einen Vertrauten. „Wenn Erzellenz sich von der staatsmännischen Thätigkeit gänzlich zurückziehen wollen —“ „Ich?“ unterbrach ihn Hofmann ganz erstaunt, „das fällt mir garnicht ein.“ Nach und nach mußten sich beide an den Gedanken gewöhnen, daß die Geschichte auch ohne sie weiterrollte, der einstige Kanzler, der zuguterlezt noch in Paris „sein französisches Herz entdeckte,“ und der ewige Kandidat des Kanzleramts. Der letztere fand sich mit besserem Humor in sein Geschick: er war ja ein Wiener, kein Sachse, denen man eine sentimentale Aber nachsagt.

Und an jene vergangenen Zeiten werde ich auch durch riesige Plakate an allen Straßenecken erinnert. Es wird ebenfalls zur Zeit des dänischen Krieges gewesen sein, daß Mitarbeiter der damals einflussreichsten hiesigen Zeitung, der „Presse,“ die „Neue Presse“ gründeten, weil der Eigentümer des ersteren Blattes

sich geweigert hatte, ihnen dasselbe abzutreten. Das neue Unternehmen hatte u. a. deshalb Erfolg, weil der Redakteur der alten Presse sich zahllose persönliche Feinde gemacht hatte, welche sich nun durch Förderung seiner Konkurrentin rächten. Natürlich fand das Beispiel Nachahmung, und bald entstand fast neben jeder alten eine neue Zeitung, welche behauptete, die wahre alte zu sein. Das Glück begünstigte aber nur ein Unternehmen noch. Der Stab eines jener „Volksblätter,“ welche durch hohe Politik, Räuberromane und Stadtklatsch das Bildungsbedürfnis des armen Mannes befriedigten, schied ebenfalls aus, erwarb ein in den letzten Zügen liegendes Kreuzerblatt „Wiener Tagblatt,“ setzte dem Titel das übliche „neu“ vor und bezeichnete das Organ als „demokratisches.“ Besser würde das Motto gepaßt haben: „Biel Geschick, doch kein Charakter.“ Unter Demokratie war da der Bespöbel aller Stände zu verstehen, für dessen Geschmack die Redaktion vom ersten Tage an das feinste Verständnis bekundete. Unter anderm wurde eine Rubrik für die halbverschämte Anpreisung einer Waare eingerichtet, welche sonst nur zu später Abendstunde auf den Gassen sich selbst anzubieten pflegt. Natürlich blühte das Geschäft, natürlich beeilten sich alle finanziellen und industriellen Unternehmungen, sich des Wohlwollens des verbreiteten Blattes stets aufs neue zu versichern, natürlich ging dies an eine Aktiengesellschaft über, deren Präsident der Hauptredakteur war. Und nun ist auf einmal die schöne Harmonie gestört. Der Verwaltungsrat der Aktiengesellschaft erklärt, daß die Forderungen des Herrn Präsidenten nicht mehr zu erfüllen gewesen seien, Hunderttausende habe er in den letzten Jahren bezogen, ohne zufriedengestellt zu sein. In aller Stille habe er dasselbe Blatt, aus welchem vor zwanzig Jahren das Tagblatt sich abgezweigt hatte, und das langsam zu Grunde gegangen war, an sich gebracht; aber der Bruch und die Konkurrenz seien doch dem bisherigen Verhältnis vorzuziehen. Und richtig läßt der bisherige Redakteur des „Neuen Wiener Tagblattes“ nun ein „Wiener Tagblatt“ erscheinen, welches ganz genau ebenso ausschaut wie das „Neue“ und nach eigener, sehr glaubwürdiger Versicherung in genau demselben Geiste redigiert werden soll, eigentlich das echte alte „Neue Wiener Tagblatt“ sein wird. Altes Neues und Neues Altes bekämpfen einander nun in Plakaten und Artikeln, die Ankündigungen werden in den Kaffeehäusern nicht allein auf die Lesetische, sondern auch — welche bescheidene Selbsterkenntnis! — an Orte gelegt, wohin sonst die Zeitungen erst nach der Lektüre gelangen. Und das gebildete Publikum ist höchst aufgeregt, ob es seine Gunst dem Johann Maria Farina am Zülichsplaz oder dem Johann Maria Farina gegenüber dem Zülichsplaz zuwenden soll, denn daß beide Fabrikate gleich kräftig und wohlriechend sein, daß beide Blätter einzig und allein für das Wohl der Menschheit wirken werden, darüber kann ja kein Zweifel bestehen. Hoffentlich zieht nächstens ein Festredner bei dem herkömmlichen Trinkspruch auf die Presse, diese größte Errungenschaft der „Setzzeit,“ das Beispiel dieses uneigennütigen Wettewfers heran.

Daß die deutsch-österreichische Ministerpartei verstimmt ist, würde mir nicht aufgefallen sein. Aber ich höre, daß sie ein halbes Jahr oder länger sehr hoffnungsfroh gewesen sein soll. Sie scheint wieder einmal aus den Mienen des Ministerpräsidenten herausgelesen zu haben, daß er seinen Kollegen überdrüssig sei. Darum war die Parole ausgegeben worden: „Pst pst! Kein Geräusch gemacht, damit wirs nicht überhören, wenn er uns ruft. Pst pst! Nicht zu deutsch, damit er nicht scheu wird.“ Doch mitten aus dem blauen Himmel fällt eine Verfügung des Justizministers herab, welche die völlige Tschechisierung des Richterstandes in Böhmen zum Zwecke hat. Und nun ertönen bittere Klagen: „Wir waren doch so brav! Wir fangen nicht leicht an, aber wenn wir einmal anfangen —!“ Auch sie sind glücklich die Alten geblieben.



Das Wachstum der Sozialdemokratie

nach der Statistik der Reichstagswahlen 1867 — 1884.



ie Wahlen zum konstituierenden norddeutschen Reichstage fanden im Februar, die Wahlen für die erste Legislaturperiode am letzten August des Jahres 1867 statt. In dieser Zeit war von einer einheitlichen Bewegung in der Arbeiterwelt noch keine Rede. Im Lager der von Lassalle gesammelten Truppen, dem Allgemeinen deutschen Arbeitervereine, herrschte Streit und Zersahrenheit, bis Schweizer im Mai 1867 an ihre Spitze trat und sie zu ihren ersten Siegen führte. Daneben vollzog sich der Abfall des 1863 gegen Lassalle gegründeten Verbandes deutscher Arbeitervereine von der Fortschrittspartei und sein Übergang zum internationalen Kommunismus. Bebel hatte im Jahre zuvor die sächsische Volkspartei mit gründen helfen und schwang sich auf dem Verbandstage zu Gera 1867 nach heftiger Gegenwehr des Dr. Max Hirsch zum Vorsitzenden des ständigen Ausschusses des Verbandes auf, während sein Lehrmeister Liebknecht noch ganz in einem mit großdeutschen und partikularistischen Phrasen reich verbrämten Radikalismus aufzugehen schien.

Im konstituierenden Reichstage saß von den Arbeiterführern nur der für Glauchau gewählte Bebel, welcher zusammen mit dem Advokaten Schrapz die sächsische Volkspartei vertrat. Letztere wurde im ersten ordentlichen Reichstage noch durch Liebknecht verstärkt, den der sächsische Wahlkreis Stollberg entsandt hatte, während die Fraktion der Lassalleaner drei Köpfe stark erschien: Schweizer siegte in Elberfeld-Barmen in der engeren Wahl gegen den Fortschrittler Löwe-